

Das gute Herz.

Von Gilbert Millard.

Martin Welles war es sofort klar, daß seine Frau ihn gesehen habe. In dem Augenblick, der dem gegenfeitigen Erkennen folgte, war er wie särtenderstarr, und es war ihm, als schwebte er ohne festen Grund unter den Füßen im weiten Weltall.

Dann aber wich seine Erwartung und machte einem seltsam neugierigen Gefühl Platz, was seine Frau nun wohl tun würde.

Und dann endlich begann er sich wieder der Gefährtin an seiner Seite zu bestimmen und sich der Tatsache bewußt zu werden, daß sie seinen Arm untergefaßt hielt, und daß sie ihn, durch sein sonderbares Gebahren verblüfft, verwundert anstarrte.

Martin Welles sah sie an, blickte aber gleich wieder von ihr weg auf seine Frau.

Mrs. Welles lehnte behaglich in den Rißen ihres Autos und lächelte ihrem Mann grüßlich zu. Und mechanisch, seiner guten Erziehung gehorchend, griff dieser nun nach seinem Hut, um ihn respektvoll vor der Gattin zu küssen.

Da setzte sich das Auto wieder in Bewegung und die peinliche Situation, ihren Gatten mit einem hübschen, ihr aber völlig unbekanntem Mädchen aus einem Laden treten zu sehen, war nun für Mrs. Welles vorbei.

Martin sann über die erstaunliche Tatsache nach, daß seine Gattin ihm nicht nur seine Gattin gemacht, sondern daß sie seinen Gruß fröhlich lächelnd erwidert habe. Aber im Inneren seines Herzens war er seiner Frau tief dankbar dafür, daß sie wohlherzogen genug war, sich beherrschen zu können, daß sie vor fremden Menschen kein Schauspiel dargeboten habe.

Prüfend sah er nun auf seine Begleiterin, um zu erfahren, ob sie ohne, welche kleine Tragödie sich hier von ihren Augen abgepielt habe; aber das junge Mädchen fragte nur ein wenig erstaunt: „Warum siehst Du mich denn so sonderbar an, Martin?“

Mr. Welles mußte sich tüchtig räuspern, um endlich die Kehle für die Worte: „Es ist nichts, mein Liebling!“ frei zu bekommen.

Aber einige Augenblicke später fand er einen Vorwand, sich von dem jungen Mädchen zu empfehlen, und er eilte nach Hause, so schnell ihn seine Füße nur tragen wollten.

Er war sich vollkommen seiner Pflicht bewußt, seiner Frau nun alles freimütig einzusetzen zu müssen, und er fühlte, daß, so belebend sein bisheriges Vorgehen gegen die Gattin auch war, er doch keine weitere Stunde mehr vergehen lassen dürfe, ohne ihr alle nur möglichen Aufklärungen geben zu müssen.

„Ist Mrs. Welles schon nach Hause gekommen?“ fragte er das Stubenmädchen.

„Geehen kam sie, Sir! Sie ist in ihrem Zimmer.“

„Ah“, dachte Mr. Welles, „so ist sie also doch sofort nach Hause geeilt, und das lebenswürdige Mädchen, mit dem sie meinen Gruß erwiderte, war nichts als Maske.“

Entschlossen näherte er sich dem Zimmer seiner Frau, auf eine schreckliche Szene gefaßt; aber es blieb doch nun nichts anderes übrig als den Deck auszulöffeln, den er sich selber eingewickelt hatte, und den beiden Frauen, zwischen denen er stand, dadurch die Situation zu klären.

Fast schüchtern klopfte er an die Tür seiner Gattin, und sein Herz schlug in tiefem Mißgefühl für das Leid, das er seiner Frau nun werden antun mußte. Dieses Mißgefühl für die arme, zurückgesetzte Frau war es ja auch gewesen, das ihn gehindert hatte, damals aufrichtig mit ihr zu sprechen, als das tiefe Interesse für jenes junge Mädchen in seinem Herzen aufgefammt war.

Mrs. Welles rief nun: „Herein!“ Aber ihr Ton klang so schmeichelnd, daß die Richtung ihres Gatten noch anwuchs. „Oder vielleicht“, so dachte er, „hat sich meine Frau so in der Gewalt, daß sie jetzt, wo doch die Dienboten es hören könnten, sich nicht gehen lassen will. Aber einige Augenblicke später, Aug' in Aug' mit ihr, wird sich diese Lebenswürdigkeit sicher in Farn, Verzweiflung und Wahnsinn verwandeln.“

Langsam betrat er nun das Zimmer seiner Frau, in getragener Würde, wie ein Schauspieler die Bühne, auf der nun die entscheidende Szene vor sich gehen soll.

Annie Welles erhob, als sie ihres Gatten ansichtig wurde, den Blick von dem Buch, in dem sie seelenstarr gelesen zu haben schien.

„Ah, Martin“, sagte sie mit unbefangener Stimme, „Du bist aber heute seltsam nach Hause gekommen. Das ist wirklich nett von Dir! Wollen wir ins Theater gehen?“

Martin's Stimme klang gepreßt, und er ließ das Wort mit äußerster Anstrengung hervorkommen.

„Ich bin gekommen“, sagte er dann langsam, „Dir aber zu erklären!“

„Oh!“ rief seine Frau in leisem Tone aus, „sind denn wirklich große Erklärungen dafür notwendig, daß Du mit einem hübschen Mädchen aus einem Konditorladen kamst? Bausache doch diese geringfügige Bausache auf, Liebster. Wahrscheinlich war das Mädchen Deine Stenographin, nicht wahr? Wirklich ein hübsches kleines Ding, ich muß das anerkennen.“

Martin atmete schwer; er hatte also eine härtere Aufgabe vor sich als er geahnt hatte. Durch die absolute Treue, die ihr der Gatte vermeintlich während der fünf Jahre ihrer Ehe gehalten hatte, eingelullt, fiel es ihm auch nicht im geringsten ein, von der kleinen Szene von vorhin Aufhebens zu machen.

„Du verstehst mich nicht“, sagte er. „Es tut mir leid, Dir weh tun zu müssen. . . denn wir beide waren ja wirklich immer sehr glücklich miteinander. In der letzten Zeit hast Du Dich zwar ein wenig von mir entfernt, da Dein geselliges Leben Dich sehr in Anspruch nahm, aber im großen und ganzen warst Du mir stets eine musterhafte Gattin. Ja, fast möchte ich sagen, daß Du für mich zu gut bist! Und Deine Güte gegen mich kann ich nicht anders vergelten als durch völlige Aufrichtigkeit gegen Dich! So höre also: Ich liebe jenes Mädchen!“

Bis in die Rippen war Mr. Welles erblaßt, als er diese Worte hervorbrachte und in banger Herzensnot wartete er auf das, was nun unbedingt kommen mußte.

Aber Annie schmeigte sich nur ganz behaglich in ihren Lehnsuhl und begann dann laut und herzlich zu lachen.

„Annie!“ schrie der Gatte in völliger Verzweiflung, „Annie, Du schienst mich nicht zu verstehen! Ich habe jenem Mädchen versprochen, es zu heiraten!“

„Wie absurd!“ war Annies einzige Erwiderung.

Martin erwiderte: „Ich muß Dir alles erklären“, sagte er. „Ich werde Dir grausam erscheinen, aber Wahrheit ist immer das Beste. Ich liebe sie wirklich. . . Es begann vorigen Winter, als Du auf längere Zeit verreist warst, und ich gerade eine neue Sekretärin brauchte. Ich weiß ja, wie Du über mich denkst, aber Du bist viel zu fein und viel zu gut, mich so zu betrachten, wie ich mich selber verachte. Ich bemühte mich ja längere Zeit, mir jeden Gedanken an das Mädchen aus dem Kopfe zu schlagen, aber es wollte mir absolut nicht gelingen. Außerdem habe ich sie ja auch unverantwortlich hintergegangen. So hält mich für einen unehrlichen Mann und ist selb in dem Gedanken, meine Frau zu werden. Oh, ich habe mich ja gegen Euch beide unverantwortlich benommen, und ich muß nun auch schrecklich dafür büßen. Ich weiß ja, daß ich mir gar nicht Deine Verzeihung erbitten darf, ich weiß auch, daß Du leiden wirst. . . aber glaube mir, Annie, nicht den hundertsten Teil von dem, was ich leide. . . denn ich liebe Dich ja auch, und es will mir schier das Herz brechen, Dich ausgeben zu müssen. Kannst Du mich verstehen?“

Annie schweig, und ihr Gatte sah sie in höchstem Erstaunen an. Sie schien so ruhig, und ihr Gesicht zeigte nicht die geringste Erregung darüber, den Gatten verloren zu haben. Eine tiefe Hoffnung stieg in dessen Herzen auf, daß seine Frau ihm werde verzeihen können, da sie sich wirklich nicht allzuviel aus seinem Verluste zu machen schien.

„Verzeih mir, Annie!“ bat er nochmals.

Wieder ein längeres Stillschweigen, dann sagte die junge Frau endlich mit ganz sanfter Stimme: „Du erbittest Dir meine Verzeihung, Martin? Wofür denn eigentlich?“

Martin wuschte sich mit dem Taschentuch die Stirn. Würde sie denn niemals verstehen wollen? Oder sollte sie gar der plötzliche Schreck um den Verlust gebracht haben?

„Verzeihung dafür“, sagte er, „was ich getan habe, für das, was ich tun mußte, und für das, was ich noch tun will! Du hast ja schon so oft davon gehört, wie dergleichen Angelegenheiten geordnet werden, daß es mir gar nicht notwendig erscheint, Dir jetzt die Einzelheiten zu wiederholen. In sechs Monaten werden wir beide frei sein, müssen wir frei sein, denn bedanke doch. . . daß ich jenem Mädchen mein Wort gegeben habe, es zu heiraten. Und auch Du, Annie, wirst dann frei sein, einen besseren Mann zu heiraten als ich es bin.“

Er schweig und sah seine Frau gespannt an. Nun mußte sie doch endlich verstanden haben, und nun würde sie auch die große Verzweiflung über sie hereinbrechen.

Aber kein Klagelaut kam von Annies Lippen, sondern die junge Frau schmeigte sich wieder behaglich in die Rißen ihres Lehnsuhls, und wieder lächelte sie amüsiert auf.

Martin's Gesicht wurde vor Jota purpurrot. Aber er nahm sich vor, da er sich doch seiner Schuld gegen seine Frau vollkommen bewußt war, so sanft als nur möglich gegen sie zu sein, und er trat nun ganz dicht an sie heran und griff schmeichelnd nach ihrer Hand.

Da hörte die junge Frau endlich zu lachen auf, aber ihr Gesichtsausdruck blieb fröhlich, als sie zu ihrem Mann sprach:

„Martin, Du bist wirklich entzückend! Du bist vielleicht der idealste und aufrichtigste Ehegatte von New York. Ich glaube sogar, selbst wenn ich Dich nicht mit jenem hübschen jungen Ding gesehen hätte, wärst Du imstande gewesen, mir alles zu beichten. Nicht wahr, Liebchen?“

„Natürlich“, beeilte sich Martin zu erwidern, froh darüber, daß seine Frau die ganze Sache so wenig tragisch nahm. „Natürlich hätte ich mich auch dann beiläufig zu lassen, denn ich will doch das Mädchen schon im nächsten Winter heiraten.“

„Schade, schade, um das arme Kind! Aber sie ist ja noch jung und wird die Enttäuschung bald überwinden haben.“

„Schade, schade, um das arme Kind! Aber sie ist ja noch jung und wird die Enttäuschung bald überwinden haben.“

Verblüfft starrte Martin seine Frau an.

„Ich habe ja gar nicht die Absicht, sie zu enttäuschen“, sagte er. „Ich werde sie heiraten, sobald wir beide geschieden sind.“

„Da liegt ja eben die Schwierigkeit“, erwiderte Annie, die sich von ihrem Gatten ab- und dem Toilette-tische zugewandt hatte, an dem sie sich zu schaffen machte. Sie ariff nach einer Puderquaste und säuberte leicht über ihre Nase hin. „Ich lasse mich ja gar nicht von Dir scheiden“, sagte sie dann langsam.

„Du mußt aber!“ rief Martin.

„Keine Spur! Zwangsweise kann es ja nicht geschehen, und im übrigen will ich Dir gar keinen Anlaß geben, Dich von mir trennen zu können. Du mußt Du also einsehen, Liebchen, daß Dir nichts anderes übrig bleibt, als Dich von jenem Mädchen zu trennen.“

„Das ist unmöglich“, schrie Welles zornig. „Warum willst Du mich denn eigentlich festhalten? Anscheinend hängt Du ja gar nicht an mir, denn jede andere Frau, die das gehört hätte, was Du soeben hörtest, würde mehr Erregung gezeigt haben als Du es tatest.“

„Wozu? Ich sehe doch gar keinen Grund zur Erregung! Nur weil Du ein hübsches Mädchen in einem Konditorladen führtest? Darin liegt doch nichts Aufregendes für mich!“ Das unterhält mich nur!“

„Dir scheint die ganze Sache ja wirklich nur ein mehr oder minder guter Scherz zu sein, Annie. Mir aber nicht. . . und auch nicht jenem Mädchen. Denke doch an ihre Gefühle.“

„Fällt mir nicht ein! Ich habe nur die Verpflichtung, Liebster, meine eigenen Gefühle zu berücksichtigen.“

„Dann schlägst Du also meine Bitte um Scheidung ab?“

„Aber doch ganz selbstverständlich. Wie konntest denn Du überhaupt nur daran denken?“

„Ich werde Dich dann eben zwingen müssen, liebes Kind, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich werde Dir öffentliches Verzeihung geben!“

Ruhig griff Annie nach der Telephonkloche.

„Was willst Du tun?“ rief Welles beunruhigt.

„Nur einen Detektiv engagieren oder vielleicht sogar mehrere. Die werden Dich schon verfolgen und mir berichten, was Du vor hast, so daß ich mich danach richten kann. Und überall hin, wo Du Dich wenden willst, werde ich Dir folgen, Liebster.“

Annie läutete und hielt dann den Hörer ans Ohr.

„Ja“, fügte sie noch lächelnd hinzu, „ich werde mitkommen, selbst wenn jenes hübsche kleine Mädchen mit von der Partie sein sollte. Schwierlich könnte es ihr gelingen, irgendwo eine bessere Gardebame aufzutreiben.“

„Du konntest nicht so grausam sein, Annie!“

„Doch, ich kann es und werde es auch. Bitte, halte mich nicht für niedrig, Martin, aber ich weiß kein anderes Mittel, um Dich zu halten. . . Ich bin keine von denen, die weinen, jammern und flehen, es liegt meiner Natur nicht, und so muß ich eben das Mittel wählen, das mir Erfolg verspricht, mich wie ein Geheiß an Deine Herzen zu setzen.“

„Ja“, lobte Martin, „hast Du denn gar keinen Stolz?“

„Ich hoffe, das ja, Liebster! Aber nie darf der Stolz siegen, wenn etwas weit Größeres auf dem Spiele steht.“

Nachmals läutete sie an der Telephonkloche, da sie das erste Mal keine Verbindung bekommen hatte und rief nun in die Wuschel: „Hallo, hallo, domi Zentrale!“

„Am Zimmerwillen, halt ein!“ rief Martin, und er machte eine verzweifelnde Anstrengung, ihr den Gatter zu entreißen, bevor sie die Nummer des Detektivbüros genannt hätte. Aber es gelang ihm nicht. Annie hatte sich mit dem Institut bereits in Verbindung gesetzt und den Befehl erhalten, in einer Viertelstunde telefonisch benachrichtigt zu werden, wann der gewünschte Mann sich ihr vorstellen werde.

Nun rüttelte sie sich wieder bequem in ihren Fauteuil, ein vergnügtes Lächeln um den Mund, und wartete.

„Höre mir zu“, begann nun Martin. „Wir haben gekämpft, und Du hast gesiegt, Annie. Ich beginne einzusehen, daß ich kein Mittel habe, Dich zu zwingen. Und ich kann Dich wirklich nicht daran verhindern, Dich an meine Herzen zu heften, selbst dann nicht, wenn ich Gewalt anwenden wollte. Du bist also die Stärkere von uns beiden. Freue Dich Deines Sieges!“ Sein Ton war voll Verachtung, aber Annie hörte nicht auf, zu lächeln.

„Ich rechne mit meinem Sieg“, sagte sie.

„Dann bin ich also buchstäblich Dein Gefangener, und mir bleibt nun nichts anderes übrig, als „ihr“ die Aufklärungen zu geben, denen Du nicht zugänglich warst!“

Zornig näherte sich Welles der Tür.

„Bleib doch hier, Martin“, sagte die junge Frau, „ich halte es für klüger, wenn Du ihr gleich von hier aus schreibst.“ Mit einladender Gebärde wies sie nach ihrem Schreibtisch.

„Ich halte es für richtig“, Martin, daß Du ihr nun schreibst, ihre einen doppelten Monatswechsel anweist und ihr mitteilt, daß ich vor habe, ihr eine gute Stelle als Sekretärin bei Mrs. Anson zu verschaffen.“

Erregt sah Mr. Welles seine Frau an.

„Du bist ein herzloser Teufel!“ sagte er.

Aber dann setzte er sich gehoramt an den Schreibtisch und begann zu schreiben.

Als er den Brief gesiegelt und adressiert hatte, schickte Annie ihrem Stubenmädchen.

„Ich kann den Brief ja selber besorgen“, sagte Martin.

Aber Annie hatte schon nach dem Schreiben gegriffen und erwiderte: „Ach nein, ich sehe keine Ursache, Dich selber zu bemühen. Und überdies muß Du ja schon anfangen, für das Abendessen Toilette zu machen.“

Eine Minute später war der Brief dem Stubenmädchen übergeben, das sich schnell entfernte.

Als Martin erkannte, daß er, wie schon öfter in seiner Ehe, den Kürzeren gezogen hatte, und daß sein schöner Liebestraum nun wirklich zu Ende war, sank er in großer Verzweiflung auf einen Stuhl hin.

Da erkundete die Telephonkloche, und Annie sprach in den Apparat hinein, wobei ihre Stimme sehr fröhlich klang: „Nein, danke, ich benötige Ihre Dienste nicht mehr. Die Sache, um derentwillen ich Sie bemühen wollte, hat sich nun schon von selbst aufgelöst.“

Dann läutete sie ab, setzte sich aufs Sofa und griff wieder nach ihrem Buch.

Tiefes Stillschweigen herrschte nun im Zimmer. Martin sah in summer Nachdenklichkeit und tiefer Verbitterung da. Endlich sagte er:

„Kannst Du dich wirklich glücklich machen, Annie, Dich an einen Mann zu hängen, der von Dir fort will?“

„Langsam hob die junge Frau den Blick vom Bude.“

„Ja, Martin“, erwiderte sie langsam, „wenn man das Unglück hat, diesen Mann zu lieben.“

Dann wendete sie häßlich den Blick ab, wie in plötzlicher Scham.

Aber auch Martin starrte seine Frau in tiefer Verwirrung an. Annie sah aber schon wieder da, über ihr Buch gebeugt, aber Martin konnte bemerken, daß ihre Augenlider leise zitterten, und daß Tränen ihr in den Wimpern hing.

In Rußlands Wäldern.

Ein Jagdabenteuer von W. Walter.

Auf einem meiner Streifzüge durch Südrussland verbrachte ich kurze Zeit in dem Dörfchen Ymoba, weil ich gehört hatte, daß sich dort Wölfe gezeigt, die, vom Hunger getrieben, nachts in einem Viehhall gedungen waren. Jagen ist meine Passion, und so kam mir die Gelegenheit höchst willkommen. Ich besprach mich mit dem Bürgermeister des Dorfes, Witscha, der sich sofort bereit erklärte, mit mir zu gehen. Er spannte sein bestes Pferd vor den Schlitzen, und nachdem wir uns in warme Pelze gehüllt und uns mit Gewehren, Wutti und Probiant versehen hatten, machten wir uns gegen zehn Uhr abends auf den Weg.

Um die Wölfe anzulocken, war Witscha auf den Gedanken gekommen, ein junges Ferkelchen mitzunehmen, dessen lautes Quietschen weit in den stillen Wald schallte, als wir von der Landstraße in denselben einlenkten. Volle zwei Stunden führten wir kreuz und quer, ohne eine Wölfsspur zu entdecken, und schon glaubten wir, einen vergeblichen Pirschgang gemacht zu haben, als das Pferd sich plötzlich aufbäumte und den Schlitzen mit jähem Ruck gegen den nächsten Baum warf. Dabei slog ich in welchem Bogen heraus; Witscha, der die Zügel hielt, konnte sich noch rechtzeitig antkammern.

Sobald ich wieder auf den Beinen stand, machte ich zwei Entdeckungen, eine angenehme und eine unangenehme; die angenehme, daß ich bei dem Sturz mein Gewehr in der Hand behalten hatte, — die unangenehme, daß das erschreckte Pferd mit samt dem Schlitzen, seinem Lenker und dem quiekenden Ferkel in rasendem Galopp davongejagt war.

Anfangs konnte ich nicht begreifen, was den Gaul so verflört hatte, da ringsumher größte Ruhe herrschte, dann aber entdeckte ich die Ursache: im Schatten eines breitstängigen Baumes stand ein riesiger Wolf. Schon erhob ich das Gewehr, um ihn aufs Korn zu nehmen, als ein leises Geräusch zu meiner Rechten mich veranlaßte, umzuschauen. Ich gewahrte einen zweiten Wolf, hinter dem gespannt ein dritter und vierter auftauchte. Ueber die Schulter blickend, bemerkte ich auch hinter mir einige dieser netten Bestien, die mich mit hungrigen, funtelnden Augen anstarrten.

Meine Lage war eine überaus kritische, denn so setzte sich der Wolf jetzt, wenn er allein oder nur mit zwei, drei Gefährten ist, so frech und verwegen wird er, sobald er in größerem Rudel auf Beute ausgeht.

Zum Glück bewahrte ich meine Kaltblütigkeit, deren ich jetzt doppelt bedurfte, um Herr der Situation zu bleiben.

Zufällig fiel mir ein, irgendwo gelesen zu haben, daß ein Bauer, der von Wölfen überrascht worden, sich über nur dadurch erwehrt, daß er wach blieb und sich beständig Bewegung machte. Dieses Beispiel beschloß ich nachzuahmen.

Langsam, Schritt für Schritt, rückte ich einem dickstämmigen Baume zu, um mich an denselben zu lehnen und so gegen einen Angriff von hinten geschützt zu sein.

Ein riesiger Wölfe umfanden mich, jede meiner Bewegungen achtam verfolgend. Es war mir ein überaus unbefangenes Gefühl, die hungrigen Bestien so nahe vor mir zu sehen und so kam ich auf den Gedanken, meine Sicherheit durch das Erklettern des Baumes zu erhöhen. Zwar sagte ich mir, es sei mehr als wahrscheinlich, daß sich die Banke auf mich stürzen und mich an den Füßen fassen würde, sobald ich ihr den Rücken kehren und an dem Stamm hinaufzuzuklettern versuchen würde; trotzdem wollte ich es wagen und als guter Turner meinem Glück vertrauen.

Wie ich vermutet, so geschah es. Raum hatte ich mich umgedreht, mein Gewehr fallen lassen und mich mit großer Anstrengung an dem unteren Teil des Baumes emporgearbeitet, so saßen sämtliche Wölfe auf mich los. Mein Leben hing jetzt an Sekunden. Hüßig fuhr hoch war ich glücklich gekommen, als ich plötzlich einen Schmerz im Fuß fühlte. Einer der Wölfe, flinker als seine Kameraden, hatte sich in meinen Stiefel festgebissen und suchte mich herunterzuzerren. Dies gelang ihm auch, doch zum Glück jag er mir dabei den Stiefel aus, den er nun als erstes Beutestück einige Schritte seitwärts schlepte. Gekübel folgten ihm die übrigen Bestien und es begann ein Zerrn und Streiten um den Lederschuß, als sei es der edelste Lederbissen.

Nun fand ich abermals am Fuß des Baumes, vor Kälte schauernd, wenn auch wieder im Besten meines Gewehr. Jede Minute erwartete ich einen neuen Angriff. Voreerst jedoch hielt ich die Reute in respektvoller Entfernung. Zeitlich um mich zu erwärmen, teilte ich meinen Feinden zu zeigen, daß noch viel Leben in mir steck, begann ich die verschiedenen gemenschlichen Lieben auszuführen. Unablässig umkreisten mich die Wölfe, die augenscheinlich nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten.

Eine Wette ging die Sache ganz gut, aber schließlich konnte ich doch nicht die ganze Nacht hindurch turnen. Ich verfiel daher auf den Gedanken, aus voller Kehle ein Lied anzustimmen; wenn dies nicht bewirkte, die Wölfe zu verschrecken, so konnte es doch wenigstens Freund Witscha, falls er mich suchte, die Richtung angeben.

Beim ersten Ton meiner kräftigen Bassstimme zogen sich meine Belagerer sämtlich in den Schatten der Bäume zurück. Nach einer Weile jedoch wagten sie sich wieder heran und zwar in bedeutend größerer Zahl als vorher. Was hätte Witscha gegen eine solche Reute ausrichten können? Er würde sicher nicht zu mir zurückkehren, denn das wäre geradezu Selbstmord gewesen.

Und hätte ich auch einigen der blutigeren Bestien den Garaus gemacht, so wären die übrigen doch auf der Lauer geblieben, bis ich vor Kälte erkrankt gewesen, oder vor Erschöpfung eingeschlafen wäre.

Noch wollte ich nicht jede Hoffnung aufgeben, und so turnte und sang ich abwechselnd weiter, im Stillen begierig, wie lange ich das aushalten würde.

Pötzlich vernahm ich einen Ton, der mir in meiner Lage wie Engelsgerausch erschien. Es war die quiekende Stimme des Ferkelchens. Was bedeutete das? Kam mir Witscha wirklich zu Hilfe oder war ihm das Schweinelein entwischt und rannte nun spornstreichs dem heimischen Stalle zu?

Beide Vermutungen enthielten Trübsal für mich. Wie ich Witscha kannte, war er nicht der Mann, der sein Leben unnütz aufs Spiel setzte; ferne er also mit dem Ferkel zurück, so mußte er Mittel und Wege gefunden haben, mich zu betreiben, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Andererseits — wenn das Ferkelchen allein Refugium genommen hatte, dürfte ich sicher sein, daß meine unheimlichen Wächter sich allesamt darauf stützen würden, wodurch ich Zeit gewonnen hätte, mich mit meinem Gewehr auf einen Baum zu klettern. Vielleicht hatte Witscha den guten Gedanken gehabt, das Ferkelchen für meine Rettung zu opfern.

Leider aber kam das Quietschen nicht näher, so sehnlich ich auch darauf wartete. Natürlich hatten die Wölfe die Stimme des Schweinechens auch gehört und den saftigen Braten, den die Götter ihnen sandten, gewittert. Einer — ein schon recht bemostes Haupt — brückte sich als Erster zur Seite, in der Hoffnung, den guten Witscha für sich allein fischen zu können — doch — in der Fiertheit geht ähnlich zu wie unter den Menschenkindern — aus Reiz schaut einer dem andern auf die Finger. Auch die älteren Kameraden merkten sofort die Ursache seines stillen Verschleiens und in der Voraussehung, ich könne ihnen doch nicht entgehen, jagten sie vorerst hinter der noch unsichtbaren Beute her.

Während ich noch überlegte, was ich nun tun sollte, erscholl durch das Wölfsgeheul hindurch die Stimme Witschas, der mir mit der vollen Kraft seiner Lungen zurief: „Wenn Sie noch leben, so kommen Sie rasch hierher; sind aber noch Wölfe in Ihrer Nähe, so klettern Sie auf einen Baum und dann sollen Sie was Lustiges sehen.“

Ich rief ihm eine Antwort zu und der Richtung seiner Stimme folgend, hatte ich ihn bald gefunden.

Ein merkwürdiger Anblick bot sich mir dar. Auf einem hohen Baum saß Witscha, dessen Ferkel aus Leibeskräften quiekte. Und unten sprangen die Wölfe in toller Eier an dem glatten Stamm empor, ein Scheul erbebend, das die Toten hätte erwecken können.

Rasch erkletterte ich auch einen Baum und von unserem sicheren Versteck aus schossen wir nun eifrig auf die Bestien, von denen die Heberlebenden sich gierig auf ihre gefallenen Kameraden warfen, sie mit wahren Wölfsfängen verschlingend. Dann führte der stark zusammengesmolzene Ref auf Nimmerwiedersehen davon und wir konnten ohne Gefahr gemächlich heimwandern.

War ich schon erhaunt gewesen in dem Gedanken, daß Witscha es fertig gebracht hatte, mit einem gehörig schweren Ferkel einen hohen Baum zu erklettern, so war ich es noch mehr, als ich entdeckte, daß er das Tierchen gar nicht bei sich hatte.

Lothend erzählte er mir nun, als er gemerkt, daß er das erschreckte Pferd nicht aufhalten konnte, habe er es laufen lassen, nachdem er das Ferkel unter den Sitz gesteckt und aus dem Schlitzen gesprungen sei. Er selbst war dann auf einen Baum geklettert und da er Tierstimmen lächelnd ähnlich wiederzuerkennen konnte, so hatte er das Quietschen des Ferkelchens nachgehört und mir auf diese einfache Weise das Leben gerettet.

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!

Der getränkte Quaker. A.: Was schaust Du denn so giftig zu dem Herrn da brühen? B.: Der liebt eben in der Zeitung eine Humoreske von mir. Wenn er nicht jetzt gleich lacht, habe ich ihm eine runter!